

# Illustrirter Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Charner Ostdeutschen Zeitung.**

№ 21. 1899.

## Jessie's Vormund.

Roman von Hans v. Seldungen.  
 (Fortsetzung.)

9. (Nachdr. verboten.)

Tapperday's Phantasie knüpfte an den auf unerklärliche Weise in seinen Besitz gelangten

Achatring eine solche bunte Fülle von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, daß seine Schwester Kitty ernstlich die Idee hatte, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Namentlich wenn er ein oder zwei Glas Shrub getrunken hatte, nahmen diese Phantasien einen abenteuerlichen und besorgnißerregenden Charakter an.

„Jedenfalls,“ pflegte er in einem solchen Stadium zu rasonniren, „ist der Achatring ein Zeichen des Wohlwollens derjenigen Person, welche ihn mir verliehen. Das ist einmal über allen Zweifel erhaben, denn noch nie habe ich in dieser Welt gehört, daß man Jemand einen Ring gibt, um ihm in irgend einer Weise zu



Verlauf von Pfingstmäntzen in Berlin. (S. 163)

schaden. Und diese Person, die mir den Ring verliehen hat, ist Miß Jessie Jefferson —

„Will, Du bist ein Esel,“ entgegnete ihm dann häufig sein Freund Bob.

Ohne solche Zwischenwürfe zu beachten, fuhr Will fort:

„— also will mir Miß Jessie wohl. Das ist doch klar. Und da ich ihr ebenfalls wohl will und für sie eine unbegrenzte Hochachtung und Verehrung habe, so sehe ich nicht ein, weshalb sie nicht eines Tages Mrs. Tapperday sein könnte.“

„Ich werde Dir einen Kaltwasserumschlag machen,“ sagte seine Schwester.

Die Sache war aber nichts weniger als komisch. Kitty wußte nicht, wovon sie im nächsten Monat leben sollten, und ihr Bruder gab sich solchen Phantasien hin. Was sollte das werden? Einstweilen war ja noch nicht gerade Noth. Bob war da und ließ ihr manchmal Kleinigkeiten, deren sie für den Haushalt bedurfte. Aber das konnte doch nicht so fort gehen. Erstens durfte Kitty das nur annehmen, solange sie Hoffnung hatte, es in besseren Zeiten wieder zu bezahlen, dann aber war ja Bob selbst auch in so schwieriger Lage, wie noch nie. Er hatte sich, um über seine Angelegenheit sich Klarheit zu schaffen, an einen anderen Rechtsanwalt gewendet, um seinerseits Finding den Prozeß zu machen. Das kostete wohl Geld, aber hatte bisher noch keinen greifbaren Nutzen gebracht.

Nun passirte freilich Mancherlei, was geeignet gewesen wäre, Tapperday's Glauben an seinen Achatring zu erschüttern. Zunächst war er zweimal in Westhampton-Court gewesen und von den Dienern zurückgewiesen worden. Er hatte Miß Jessie und auch Mrs. Wimpleton gar nicht zu Gesicht bekommen. Aber das hatte ihn nicht entmuthigen können, denn er muthmaßte eine Intrigue. Dann aber wurde die Verlobung Miß Jefferson's mit ihrem Vetter bekannt. Tapperday las sie in der Zeitung und glaubte vom Stuhle sinken zu müssen. Er wurde ganz bleich, aber in diesem Augenblick, zu seiner Ehre sei es gesagt, war es ihm weniger um seine eigene Person zu thun, als darum, daß Miß Jessie im Begriff stand, einen Schurken zu heirathen. Denn als einen solchen glaubte er Hugh zu kennen. Sein erstes Gefühl war Mitleid mit der jungen, schönen Dame. Erst hinterher kam der Zorn auf Finding und die Eifersucht auf Hugh, als längst sein Entschluß, sofort zum dritten Male nach Westhampton-Court zu fahren und sich auf keinen Fall abweisen zu lassen, feststand.

In Westhampton-Court waren seit der Verlobung seiner Herrin mancherlei Veränderungen eingetreten. Hugh hatte nicht gefunden, daß Jessie, wie er gehofft, und wie das gewöhnlich bei jungen Mädchen in gleicher Situation der Fall ist, durch ihre Verlobung lustiger, aufgeweckter und lebhafter geworden wäre. Im Gegentheil, sie war in den letzten Tagen von einer leichenhaften Blässe und mehr als je apathisch. Daß trotz dem Gluth und Feuer in diesem jugendlichen Körper war, das hatte er gewahrt, als sie am Tage nach der Verlobung in seiner Anwesenheit einen Nervenanstfall bekommen hatte, über den er sehr erschrocken war. Hugh wußte jetzt, daß seine Braut krank, wirklich krank war.

Man ließ aus London Schneider, Putzmacher, Tapeziere, Zeichner und andere Leute kommen, um, wie man sagte, die nöthigen Vorbereitungen zur Hochzeit zu machen, mehr aber, weil man hoffte, Jessie dadurch zu zerstreuen und anzuregen. Aber auch diese Hoffnung wurde getäuscht. Jessie kümmerte sich um nichts. Alles war ihr gleichgiltig. Einen Tapetier, der ihr verschiedene Entwürfe zu einem neuen Boudoir zeigen wollte, um ihre Anordnungen einzuholen,

wies sie an Mary Wimpleton, und die Handwerker spalteten unter sich und sagten, es sei nicht, als ob die Herrin von Westhampton-Court, sondern die dicke Mrs. Mary Wimpleton verheirathet werden sollte. . . .

Es war Nachmittags. Der Himmel war trübe und mit schweren Regenwolken bedeckt, die ein rauher Nordwestwind stürmisch über die alten, rauschenden Baumwipfel des Parkes von Westhampton-Court hinjagte, und Miß Jessie schaute träumerisch in ihrer unselbstständigen, unentschlossenen Art diesem Schauspiel zu. Diese graue Flucht drohender Wolken, die da am Firmament vorüberzogen und das strahlende Leuchten des Tagesgestirns, das wonnige Blauen des azurnen Himmels verhüllten, war so recht ein Abbild ihres eigenen Lebens. Was hatte sie denn nun von all' den Herrlichkeiten der Welt, auf die sie ihrer Stellung und ihrem Vermögen nach ein so großes Anrecht besaß? Die leidenschaftliche Habgucht der Menschen, der widerliche Kampf um's schmutzige Gold, das waren auch graue Wolken, die ihr die Sterne des Lebens, die Reinheit von Herz und Gemüth, Mitgefühl und Liebe, die glücklichen Blüten des Menschthums verhüllten.

Grau in Grau, so sah das Bild ihrer Gegenwart und auch ihrer Zukunft aus. Nirgends ein heller Schein, ein siegender Strahl, der diese Eintönigkeitsmelancholie durchbrach. —

„Wer sind Sie?“ hörte sie plötzlich eine schrille, heftige und zankende Stimme aus dem Parterre heraufstöhnen. „Glauben Sie, weil Sie eine Bedientenlivree tragen, Sie dürfen einen ehrlichen Mann als einen Bettler behandeln? Sie wollen mich nicht zu Miß Jessie bringen? Sie wollen nicht?“

„Ich darf nicht, mein Herr. Ich habe den schärfsten Auftrag, einen Mann mit Namen Tapperday nicht vorzulassen.“

„Von wem?“ schrie die aufgeregte Stimme wieder. „Von wem, wenn's erlaubt ist, zu fragen? Wer darf sich unterstehen, Miß Jessie in dieser Weise von ihren Freunden abzusperrn?“

„Von ihren Freunden, Mr. Tapperday?“ fragte der Diener höhnisch.

„Was haben Sie mich dabei so verächtlich anzusehen? Glauben Sie vielleicht, weil mein Rock abgeschabt ist, und mein Stiefel ein Loch hat, ich hätte kein Herz? Ich will verdammt sein, wenn Miß Jessie einen besseren Freund hat, als mich. Verstanden? Jetzt melden Sie mich sofort!“

„Wir kennen das schon. So sagen Viele. Ich muß Sie bitten, Mr. Tapperday, sich zurückzuziehen, da ich sonst Gewalt anwenden müßte. Sie stören hier.“

„Gewalt?“ schrie Tapperday außer sich. „Sie wollen mich wohl hinauswerfen?“

„Ja, mein sehr werther Herr, wenn Sie nicht gutwillig gehen, so werde ich so frei sein.“

„Und kennen Sie diesen Ring? Kennen Sie ihn?“

„Nein. Ich kenne ihn nicht, Mr. Tapperday.“

„Tapperday? Tapperday?“ murmelte Jessie einige Male sinnend vor sich hin. Wo hatte sie doch diesen Namen schon gehört? Sie konnte sich nicht besinnen.

Da huschte Mary Wimpleton rasch und wohl auch ohne ihre Herrin zu sehen, durch das Zimmer. Sie schien außerordentlich aufgeregter und sehr eilig zu sein.

„Mary!“ rief Miß Jessie sie an.

Wie ein ertappter Dieb blieb Mary stehen. „Miß Jessie —“ stotterte sie verlegen.

„Kennst Du einen Mr. Tapperday?“

„Ach, mein Gott, Miß Jessie, auf die unschuldigste Art, wahrhaftig, ich will nicht gesund vor Ihnen stehen, Miß Jessie, wenn ich ihn nicht auf die allerunschuldigste Art kenne,“ rief Mary Wimpleton, über und über roth werdend.

„Wer ist Mr. Tapperday, Mary?“

„Ach, Miß Jessie, er ist arm, aber er ist eine Seele von einem Menschen.“

„So? Nun, so hole ihn herauf, damit wir hören, was er will, Mary. Geh und sage Eduard, er soll ihn heraufbringen.“

Mit einer ungewöhnlichen Geschwindigkeit ging Mrs. Wimpleton davon, gleich darauf verstummte die laute Unterhaltung der Männer unten. Nach einer kleinen Pause öffnete sich die Thür zu Miß Jessie's Balkonzimmer, und Mary Wimpleton sagte noch draußen: „Nur Muth, Mr. Tapperday, da ist sie. Nur Muth, sie thut Ihnen nichts. Treten Sie ein.“

Aber so laut Tapperday unten dem Bedienten gegenüber gewesen war, so kleinlaut und ängstlich war er jetzt, wo er nun wirklich vor der Herrin von Westhampton-Court erscheinen sollte.

Miß Jessie lächelte, als sie hörte, wie Mary Wimpleton dem Schreiber Muth zu machen suchte. „Nun, Mr. Tapperday,“ fragte sie, noch ohne ihn zu sehen, „haben Sie Angst?“

Du lieber Himmel, Angst vor mir, dachte sie. Dann stand sie plötzlich auf und wurde sehr ernst. Angst vor den Menschen, dachte sie weiter, ist für gequälte Herzen ein sichereres Erkennungszeichen als alle Zeugnisse. Also war Mr. Tapperday auch ein verfolgtes und gequältes Wesen — wie sie.

Als sie sich wieder umdrehte, stand er schon im Zimmer, und Mary suchte ihm durch stumme Gesten Muth einzulösen.

„Nun, Mr. Tapperday,“ fragte Jessie mit ihrer klaren, sympathischen Stimme, „Sie hatten mir etwas zu sagen?“

Er rollte seinen alten Hut verlegen in den Fingern hin und her, sah erst Mary an und richtete dann den Blick starr auf einen Tiger, der in dem Teppich am Boden eingewebt war. Endlich faßte er einen gewaltigen Entschluß und hub an: „Miß Jessie, Sie sehen ohne Zweifel, daß ich ein armer Teufel bin, den das Schicksal hart hin und her geworfen. Aber ich bin deshalb nicht schlecht und verächtlich, und was ich sage, ist wohl der Beachtung werth, um so mehr, als ich das Leben von seiner häßlichsten Seite kennen gelernt habe.“

„Ach, daß Gott —“ schluchzte Mary.

„Mary, sei still,“ wehrte ihr Miß Jessie, „und laß Mr. Tapperday reden.“

„Miß Jessie Jefferson, ich war nicht immer der, der ich jetzt bin. Einst, vor sechs Jahren noch, hatte ich Haus und Hof, hatte mein eintträgliches Geschäft, hatte Freunde und Gönner und war in meiner Gegend — ich bin aus Tewkesbury — ein angesehenener und geachteter Mann. Jetzt bin ich ein — fortgejagter Schreiber, der morgen nicht weiß, was er essen soll und nur satt vom Abend ist, das über ihn herein gebrochen ist. Miß Jessie Jefferson, wissen Sie, wer das verschuldet hat?“

„O, mein Gott!“ rief diese bei der hastigen, fast zornigen und wilden Frage Tapperday's auf, „wie kann ich das wissen?“

„Das hat Ihr Rechtsanwalt Finding, James Finding in Lincolnsinn, auf dem Gewissen,“ sagte Tapperday mit einer gewissen wilden Energie.

Jessie erschraf und machte eine heftige Bewegung. „Finding?“ fragte sie erstaunt.

„Das ist noch nicht Alles, Miß Jessie,“ fuhr Tapperday mit anderer, weichmüthiger Betonung fort, „denn es handelt sich ja nur um mich. Was lag denn an mir? Ich war eben ein dummer Kerl, der nicht in die Welt paßte, wenigstens nicht unter die Gauner, unter die ich gerathen war. Wenn es sich nur um mich gehandelt hätte, nun, so wäre es längst aus und Sie hätten mich nie gesehen. Aber ich habe eine Schwester, Miß Jessie Jefferson; nun, sie mag ja nicht so schön sein, wie Sie, Miß, aber ich habe sie lieb, mehr wie mich. Deshalb lebe

ich noch. Ich konnte sie nicht verlassen. Kitty — meine Schwester heißt Kitty — verliebte sich in einen jungen Herrn aus guter Familie, und dieser junge Herr machte uns glauben, daß er Kitty wieder liebe. Noch einmal schien es, als wenn der Himmel meiner Schwester die so unverschuldet verlorene Stellung in der Welt zurückgeben, ihr Herz, das fast gebrochen in Noth und Aengsten, trösten wolle. In diesem Winter sollte Hochzeit sein. Da verließ ihr Bräutigam meine Schwester schändlich und schamlos und machte sie dadurch noch elender, als sie je war. Miß Jessie Jefferson, wissen Sie, wer meiner Schwester und mir diese Schande gemacht hat?"

Wieder, wie schon vorhin, stieß Tapperday seine Frage mit einer Heftigkeit, mit einem Ingrimm heraus, der Jessie unwillkürlich erschrecken ließ.

„Nein, Mr. Tapperday,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „ich weiß es nicht, kann es auch nicht wissen.“

„Miß Jessie Jefferson,“ fuhr Tapperday mit einer gewissen Feierlichkeit fort, „das hat uns Ihr Vetter Hugh Jefferson gethan, Ihr Bräutigam!“

Jessie stieß einen kurzen, schrillen Schrei aus. Dann bedeckte sie rasch das Gesicht mit den Händen und sank seufzend in einem Sessel zusammen.

„Um Gottes willen, Miß Jessie, was ist Ihnen?“ rief Mary erschrocken aus und rannte auf sie zu, um ihr zu helfen. Miß Jefferson wehrte ihr aber, indem sie sie wieder mit der Hand sanft zurückschob. Sie war bleich und starr im Gesicht wie eine Leiche.

„Mein — mein Vetter, Mr. Tapperday?“ fragte sie nach einer längeren Pause.

„Ihr Vetter, Hugh Jefferson.“

„Und das ist Alles wahr, was Sie da sagen, Mr. Tapperday?“

„So wahr wie Gott lebt,“ erwiderte Tapperday feierlich.

„Er hätte Ihre Schwester geliebt und verlassen, um — um mich zu heirathen?“

„Nicht nur um das zu thun, sondern um dadurch auch seinen Vater vor dem Bankrott zu bewahren.“

Jessie ließ wieder einen tiefen Seufzer hören. Er klang, als wenn ihr jetzt erst bestätigt wurde, was sie längst schon in der Tiefe ihres Herzens geahnt, was sie aber nicht gewagt hatte, in Worte zu kleiden, aus Furcht, man würde sie für mißtrauisch, für lieblos, für — wahnsinnig halten.

Nach einer längeren Pause fuhr Tapperday fort: „Miß Jefferson, Sie werden vielleicht glauben, ich hätte Ihnen all' mein Glend nur geschildert, um Sie traurig zu machen, oder gar um Sie mißherzig gegen mich zu stimmen, um Ihnen eine Gabe zu entlocken oder sonst Ihre Hilfe zu erbitten. Ich erkläre, daß nichts von alledem richtig sein würde. Ich will nichts von Ihnen haben. Ich bin nicht der Bettler, als den man mich Ihrer Dienerschaft geschildert hat. Aber ich wollte Sie durch Schilderung meines Unglücks warnen vor Ihrer Umgebung. Es ist dieselbe, die mich ausgeplündert und elend gemacht hat. Und wenn ich auch nur ein kleines Unglück verhüten kann, wenn ich Sie auch nur um ein Weniges aus Ihren Irthümern reißen kann, solange es Zeit ist, so bin ich belohnt genug. — Adieu, Miß Jefferson.“

Tapperday hatte mit einem Ernst und mit einem Nachdruck gesprochen, wie man es von dem kleinen zappeligen Mann kaum erwartet hätte. Jetzt wandte er sich resolut zur Thür, um zu gehen, da er seiner Meinung nach seine Schuldigkeit gethan hatte.

„Mr. Tapperday!“ rief ihm Jessie nach.

„Sie befehlen, Miß Jefferson?“

„Und Ihre Schwester? Und Miß Kitty Tapperday befindet sich in London?“

„In London. In meiner Behausung.“

Einen Augenblick lang starrte Jessie vor sich hin, als wenn sie überlegte.

„Kann ich mit ihr sprechen, Mr. Tapperday?“ sagte sie dann.

„Gewiß, Miß Jefferson. Sie haben nur zu befehlen. Ich bringe sie noch heute hierher, wenn Sie wünschen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Jessie rasch, „das nicht. Darf ich sie nicht besuchen?“

Tapperday blickte erstaunt auf. „Sie — meine Schwester, Miß Jefferson?“

„Warum nicht? Sie können sich ja wohl denken, weshalb ich sie jetzt noch nicht hier empfangen möchte. Sie könnte hier meinem Vetter Hugh begegnen.“

„Aber, Miß Jefferson, Whitel-Court und Westhampton-Court sind zwei verschiedene Gegenden. Sie sind verschieden wie Himmel und Erde. Was wollen Sie, eine Dame, in Whitel-Court? Dort wohnen keine Millionäre wie in der City.“

„Mein Gott, aber doch auch Menschen.“

„Menschen? Das freilich. Aber Sie kennen augenscheinlich den Abstand zwischen Mensch und Mensch noch nicht.“

„Ein Grund mehr, Sie zu besuchen.“

„Wie Sie wollen, Miß Jefferson,“ antwortete Tapperday nach einer Pause. „Ich bin bereit, Sie nach Whitel-Court zu führen.“

„So kommen Sie, Mr. Tapperday.“

„Jetzt?“ fragte dieser sie überrascht.

„Sofort.“

„Wie Sie befehlen, Miß.“

Miß Jefferson stand auf. Mit einer kurzen, entschlossenen Schärfe, wie sie Mary Wimpleton noch nie von ihr gehört hatte, sagte sie: „Mary, man soll sofort anspannen. Hörst Du? Geh, ich will sofort nach London.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Verkauf von Pfingstmaibäumen in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Bielerwärts schmückt man zu Pfingsten die Haus-thore mit grünen Maien (gewöhnlich junge Birken). Auch in der deutschen Reichshauptstadt wollen zahlreiche Leute nach altem Brauche sich des Maibaumes erfreuen, der ihnen in dem grauen Häusermeer und der dumpfen Luft ihrer Zimmer einen Duft und Schimmer des herrlichen Waldes gibt. Sie kaufen von den Bauern, die am Sonnabend vor Pfingsten mit Maibäumen in die Stadt gefahren kommen, eine junge Birke und stecken sie in einen Topf mit Erde, worin sie sich über die Pfingstfeiertage und wohl noch etwas länger grün erhält. Das Bild auf S. 161 zeigt eine Anzahl Bauernwagen mit Maibäumen auf dem Belle-Alliance-Platz zu Berlin, während der Verkauf in regem Gange ist. Hausknechte und Diensteleute tragen die gekauften Bäume fort, die Kinder aber suchen sich der etwa abfallenden Zweige zu bemächtigen, um triumphirend damit von dannen zu ziehen.

## Burg Greifenstein in der fränkischen Schweiz.

(Mit Bild auf Seite 164.)

In dem amuthigen Leinleiter Thale der fränkischen Schweiz liegt oberhalb Heiligenstadt die noch wohlerhaltene Burg Greifenstein (siehe das Bild auf S. 164), deren mächtige Mauern bereits sieben Jahrhunderten getrotzt haben. Schon 1172 wird der Greifensteiner Herren in den Chroniken Erwähnung gethan; im 14. Jahrhundert gelangten die Herren v. Schlüsselburg in den Besitz des Schlosses, nachher die Streitberge und endlich die Schenken v. Stauffenberg, denen es noch gegenwärtig gehört. Trotz ihrer Festigkeit wurde die Burg in Bauernkriege theilweise zerstört, jedoch wieder aufgebaut, nachdem die Bauern geschlagen und zerstreut worden waren. Sehr schön sind die den Schloßfelsen schmückenden, die Burg umgebenden Anlagen. Am Fuße des Berges liegt

eine Wassermühle, deren Räder der helle, das Thal herabstießende Bergbach treibt.

## Strandwächter beim Herannahen eines Wikingerschiffes.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Von der Zeit Karl's des Großen an waren mehrere Jahrhunderte hindurch die Wikinger oder nordischen Seeräuber in allen Küstengebieten Europas so gefürchtet, daß ihretwegen eigene Wachen eingerichtet und überall Wachtthürme erbaut wurden, um ihre Ankunft rechtzeitig gewahren zu können. Unser Bild auf S. 165 versetzt uns in jene wilden, kriegerischen Zeiten. In der deutschen Nordseeküste ist ein Wikingerschiff zu landen im Begriff. Die Strandwächter haben auf dem dafür errichteten Gerüst das Feuerzeichen entzündet, das die Ankunft der Feinde meldet, und schon eilen hoch zu Ross die Krieger herbei, um den Kampf mit den kühnen Seehelden aufzunehmen. Diese haben eben ihren „Meerdrachen“ auf den Strand laufen lassen und sind jetzt im Begriff, in das leichte Wasser zu springen und mit dem kurzen Schwert den Gegnern zu Leibe zu gehen. Heiß wird also dann der Kampf Mann gegen Mann entbrennen, und mancher gute Kämpfe wird auf beiden Seiten den Boden decken, ehe der Ausgang entschieden ist.

## Der Fall Müller.

Erzählung nach Thatfachen.

Von A. O. Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Schnellzug näherte sich Berlin. In der Wagenabtheilung erster Klasse, in welcher ein Herr und zwei Damen saßen, begannen die Passagiere nach ihrem Gepäck zu sehen.

Der junge Mann zog aus seiner Brieftasche eine lithographirte Karte heraus und überreichte sie der älteren Dame mit den Worten:

„Ich darf mir wohl erlauben, mich Ihnen am Schlusse der Reise, und nachdem ich das Glück Ihrer liebenswürdigen Unterhaltung genossen habe, vorzustellen. Ich heiße Stephan Bogdanowitsch und bin kaiserlich russischer Ingenieur.“

Die ältere Dame nahm mit einer Verbeugung die Karte entgegen und suchte in ihrer Manteltasche herum. Dann erklärte sie der neben ihr sitzenden Tochter: „Aranka, ich habe meine Karten nicht bei mir. Kannst Du dem Herrn eine von Deinen Karten geben?“

Die junge Dame überreichte die Karte mit der Aufschrift: „Aranka Endöfy“, und die ältere Dame fügte hinzu: „Ich bin Frau Endöfy. Mein Mann war früher ungarischer Konsul in Serbien und lebt jetzt in Pension in Berlin.“

„Sehr erfreut, gnädige Frau,“ entgegnete Bogdanowitsch. „Ich bleibe einige Wochen in Berlin, da ich von meiner Regierung beauftragt bin, eine Anzahl elektrischer Apparate bei einer hiesigen Fabrik zu bestellen und die Ausführung der Arbeiten in Berlin zu überwachen. Werden Sie es für zudringlich halten, wenn ich um die Erlaubniß bitte, mich in Ihrer Wohnung nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen?“

Bogdanowitsch hatte während dieser Bitte den Blick auf das Gesicht der schönen, etwa zwanzigjährigen Tochter geheftet, und ein Leuchten der dunklen Augen Aranka's hatte ihn ermutigt.

„Mein Gatte wird sich jedenfalls freuen, ebenfalls Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Bogdanowitsch,“ versetzte Frau Endöfy. „Wir haben jeden Donnerstag unseren Besuchstag, und alle unsere Bekannten sind ohne Weiteres von Nachmittags fünf Uhr ab willkommen. Sie brauchen vorher keinen förmlichen Besuch zu machen, da Vormittags doch gewöhnlich Niemand von uns zu Hause ist. Also einfach nächsten Donnerstag, wenn es beliebt. — Aranka, schreibe dem Herrn doch unsere Wohnung auf die Rückseite Deiner Visitenkarte.“

Aranka zog den Handschuh von der kleinen, weißen Hand und schrieb mit einem Bleistifte die Adresse auf die Rückseite ihrer Visitenkarte.

Bogdanowitsch warf einen prüfenden Blick auf die Karte, die er wieder mit einer Verbeugung in Empfang nahm, und bemerkte, daß der Konsul in einer der elegantesten Straßen des Berliner Westens wohnte.

„Sie kommen zum ersten Male nach Berlin?“ fragte Frau Endösy.

„Nein, gnädige Frau, ich habe in Berlin studirt. Ich war auf dem Polytechnikum in Berlin, habe dort aber keine Bekanntschaften

mehr, denn meine Studiengenossen sind längst in alle Winde verstreut.“

„Nun, um so besser. Dann hoffe ich, Sie als Gast bei uns zu sehen, und vielleicht machen Sie bei uns Bekanntschaften aus der guten Gesellschaft, die Ihnen von Nutzen sein können.“

Der Zug hielt. Bogdanowitsch verließ auf dem Bahnhof Friedrichstraße den Wagen, während die Damen bis zur Station Zoologischer Garten weiterfahren wollten. Der junge Mann wußte nicht recht, wie er die Treppe vom Bahnhof bis zur Gepäckausgabe herunterkam, er war wie in einem Rausch. Er hatte mit Aranka

zum Abschied einen Händedruck gewechselt und gefühlt, daß das schöne Mädchen den leisen Druck seiner Hand erwiederte. Einen eigenthümlich er-muthigenden Blick hatte sie ihm zugeworfen, einen Blick, welcher Bogdanowitsch fast um den Verstand brachte. —

Die Konferenzen in der Fabrik nahmen Bogdanowitsch die nächsten Tage vollständig in Anspruch. Er machte seine Bestellungen, und die Firma erklärte sich bereit, die Apparate mit solcher Geschwindigkeit herzustellen, daß sie innerhalb vierzehn Tagen von Bogdanowitsch nach erfolgter Probe übernommen werden könnten.



Burg Greifenstein in der fränkischen Schweiz. (S. 163)

Unmittelbar nach der Probe sollte der Preis von fünftausend Rubeln für die Apparate erlegt werden. Dann sollte die Firma die Apparate verpacken und gleich an ihren Bestimmungsort senden.

Zwei Donnerstage hatte Bogdanowitsch also in Berlin zur Verfügung. Wenn er bei Aranka etwas erreichen wollte, mußte er die Zeit sorgfältig wahrnehmen. Er hatte manches Weib gesehen, das ihn interessirt hatte, aber noch nie hatte er sich so über Hals und Kopf verliebt wie in Aranka Endösy.

Er konnte es wagen, als ernster Bewerber aufzutreten, er war Ingenieur im Kommunikationsministerium, hatte Aussicht, bald Ministerialrath zu werden, und stammte aus einer angesehenen Beamtenfamilie.

Der Donnerstag kam, und wenige Minuten

nach Fünf zog Stephan die Glocke an der Wohnung des Konsuls a. D. Endösy.

Ein Diener öffnete ihm und führte ihn in den Salon, in welchem der Hausherr mit Frau und Tochter saß. Der Konsul war ein wohlbeleibter Herr mit glattrasirtem Gesicht und spärlichem, grauem Haar. Er empfing den Gast, den ihm seine Frau vorstellte, mit ungarischer Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit. Aranka begrüßte mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln den jungen Russen und schien aufrichtig erfreut darüber, daß er sich so pünktlich eingefunden hatte. Als sie eine darauf hindeutende Bemerkung machte, verlor Stephan Bogdanowitsch ganz und gar den Kopf. Ja, er war entschlossen, wenn es sein mußte, im Sturm vorzugehen und Aranka sofort einen Antrag in aller Form zu machen. Aber es kamen jetzt zahlreiche Gäste, allerdings

merkwürdigerweise nur Herren. Diese männlichen Gäste unterschieden sich sehr stark im Alter. Man sah sehr junge Herren und ehrwürdige Greisengestalten. Die Herren gehörten indes ausnahmslos der besten Gesellschaft an; das bewiesen wenigstens die Namen, die fast durchweg adelig waren, und die Titel. Zwei Kommerzienräthe, ein Generalkonsul, zwei Stabs-offiziere von Berliner Garderegimentern, einige jüngere Offiziere, Rittergutsbesitzer, Parlamentarier mit sehr bekannten Namen gehörten dazu.

Es wurde nach englischer Sitte Thee mit etwas Gebäck gereicht. Dann setzte man sich in zwei Gruppen nieder. Die eine dieser Gruppen hatte zum Mittelpunkt Frau Endösy und ihre Tochter Aranka; die andere konzentrirte sich um einen Spieltisch, an welchem Herr Endösy saß und die Bank hielt. In den Kreisen der soge-



Art. Roessler.

Strandwächter beim Herannahen eines Wikingerschiffes. (S. 163)

nannten „guten Gesellschaft“ huldigt man nun einmal dem Spiel und nimmt jede Gelegenheit wahr, wo man unter sich ist, um ein wenig das Glück zu versuchen.

Die Gruppe um den Spieltisch schien aus leidenschaftlichen Spielern zu bestehen. Die Herren der anderen Gruppe traten zwar auch zeitweise an den Tisch und setzten, kehrten aber gewöhnlich bald wieder zur Unterhaltung mit den Damen zurück.

Einmal trat auch Stephan mit Aranka an den Spieltisch und sah mit Erstaunen, daß ganz kolossale Summen gesetzt wurden. Man sah nur Gold und Banknoten. Es wurden Tausende auf eine Karte gesetzt, und zeitweise hatte Endösy, der unermüdet den Bankhalter machte, zwanzig- bis dreißigtausend Mark vor sich liegen.

Um neun Uhr wurde das Spiel abgebrochen; es gab ein kleines Abendbrod mit einem Glase Wein. Dann empfahl sich die ganze Gesellschaft.

Es schien Stephan noch zu früh, um nach Hause zu gehen. Mit seinen wild durcheinander wogenden Gedanken wollte er auch nicht gern allein sein; er hatte das Bedürfnis nach Gesellschaft und trat auf das Gerathewohl in eine Weinstube in der Potsdamerstraße. Nur noch ein kleiner Tisch war gänzlich unbesetzt. An diesem nahm Stephan Bogdanowitsch Platz, bekam indeß schon nach einer Viertelstunde, als er kaum das erste Glas Wein getrunken hatte, Gesellschaft. Ein Herr in der Mitte der dreißiger Jahre von elegantem Aussehen fragte ihn, ob noch ein Stuhl frei sei, und setzte sich an den Tisch nieder.

Der Neugekommene war offenbar in dem Lokal bekannt; er erkundigte sich nach einigen anderen Gästen bei dem Kellner und schien nicht abgeneigt, ein Gespräch mit Stephan anzuknüpfen. Dieser war froh, Gesellschaft zu finden, und bald bewegte sich das Gespräch auf dem Gebiete der Elektrotechnik.

Der Fremde war mit den neuesten Einrichtungen, wenigstens soweit es sich um Beleuchtung handelte, sehr vertraut, und Stephan Bogdanowitsch konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Ich glaube, wir sind Kollegen, mein Herr; ich bin Elektrotechniker und heiße Stephan Bogdanowitsch.“

„Sehr erfreut,“ entgegnete der Fremde. „Ich führe den wenig Aufsehen erregenden Namen Müller. Es thut mir übrigens leid, nicht die Ehre der Kollegenschaft zu haben, denn ich bin nicht Elektrotechniker, sondern Agent. Ich war bis vor Kurzem in einem Geschäft für elektrische Beleuchtung thätig, infolgedessen bin ich mit den Sachen etwas vertraut.“

Es war selbstverständlich, daß nach der Vorstellung, und nachdem die beiden Herren sich ausgesprochen hatten, eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen eintrat. Stephan schilderte den Zweck seines Aufenthaltes in Berlin. Müller sagte ihm, er beschäftige sich jetzt mit Geldgeschäften, indem er Hypotheken vermittelte. Im Fluge vergingen so zwei Stunden, und als man sich trennte, richtete Stephan Bogdanowitsch Müller die Hand und sagte: „Es wäre mir ein großes Vergnügen, Sie wieder zu sehen. Ich bin ganz ohne Bekanntschaft, und wenn ich Tags über gearbeitet habe, weiß ich Abends nicht recht, was ich ohne Gesellschaft anfangen soll.“

„Mit Vergnügen stehe ich zu Ihrer Verfügung,“ entgegnete Müller. „Wenn ich die Aussicht habe, Sie zu treffen, will ich von morgen ab immer um dieselbe Stunde, wie heute, hier sein und werde bis zehn Uhr auf Sie warten.“

Die Apparate in der Fabrik sollten am Freitag geprobt und am Sonnabend bezahlt werden. Am Sonnabend mußte Bogdanowitsch die Rückreise nach der Heimath antreten. Wollte er sich über die Neigung Aranka's Sicherheit verschaffen,

so mußte er am Donnerstag eine Erklärung herbeiführen.

Er wurde um fünf Uhr bei Konsul Endösy mit derselben Liebenswürdigkeit empfangen wie das erste Mal. Aranka war überaus entgegenkommend, aber sie schien heute keine Lust zur Unterhaltung zu haben. Sie forderte Bogdanowitsch auf, mit ihr an den Spieltisch zu treten und zu setzen. Mit einem vieltragenden Blick sagte sie, sie glaube, daß sie mit ihm besonderes Glück haben würde. Der Konsul hatte wieder die Bank, und es wurde sehr stark gespielt.

Bogdanowitsch setzte vorsichtig eine Karte immer für sich und die andere für Aranka. Er verlor einige Male, gewann dann wieder. Aranka sagte ihm aber lachend, sie liebe ein wenig die große Aufregung, das Glück sei ihm günstig, und es sei jedenfalls besser, er versuche es mit höheren Sätzen.

Bogdanowitsch hatte zehntausend Mark in deutschen Banknoten bei sich, welche er zur Bezahlung der Firma am Sonnabend brauchte. Er machte sich selbst Vorwürfe, als er von diesem Gelde einen Hundertmarkschein nahm, aber er stand unter dem Banne der Gegenwart Aranka's und ihrer sonderbaren Blicke. Und von diesen ließ er sich auch hinreißen, immer toller und toller zu spielen. Er vergaß schließlich ganz, daß es fremdes Geld war, das er setzte. Als das Spiel zur bestimmten Stunde abgebrochen wurde, hatte Bogdanowitsch von den zehntausend Mark beinahe siebentausend verloren und nicht die geringste Aussicht, sie etwa zurückzugewinnen, denn das Spiel wurde erst am nächsten Donnerstag wieder aufgenommen.

Mit Mühe nur verhehlte er seine Bestürzung, und als er nach kurzem Abschied wieder auf der Straße war und die kühle Luft über sein Gesicht strich, glaubte er aus einem Traume zu erwachen. Aber leider war es kein Traum, sondern Wirklichkeit. Bogdanowitsch hatte siebentausend Mark verloren, die er innerhalb achtundvierzig Stunden bezahlen sollte. Woher sollte er das Geld nehmen? Wenn er sich auch an seinen Vater wandte, so mußte er doch, daß dieser nicht in der Lage war, diese Summe sofort zu schaffen. Der kinderreiche Beamte hatte stets mit Mühe sein Auskommen gehabt und keine Ersparnisse gemacht.

Was thun? Ehre und Stellung standen auf dem Spiel.

Ganz betäubt, immer noch nicht seiner Sinne mächtig, ging er nach der Weinstube, in der er laut Verabredung Müller treffen wollte. Müller saß schon auf seinem Platz und betrachtete Bogdanowitsch mit sonderbaren Blicken, als dieser ihm die Hand reichte, deren Zittern Stephan nicht unterdrücken konnte.

„Aber was ist denn mit Ihnen los, bester Herr? Sie sehen ja so verstört aus, als wäre Ihnen ein Unglück begegnet,“ sagte Müller.

„O nein,“ erwiderte Bogdanowitsch sich beherrschend. „Nur eine Art Schwindel hat mich einige Schritte vor dem Lokal befallen, vielleicht hängt das mit dem Klimawechsel zusammen.“

„So, so!“ versetzte Müller und goß sich ein Glas Wein ein.

Bogdanowitsch stürzte hastig ein Glas Wein hinunter und starrte dann vor sich hin. Endlich erklärte Müller: „Mein lieber Herr, ich bin weit entfernt, mich Ihnen aufdrängen zu wollen, aber ich habe doch durch unsere Bekanntschaft ein gewisses Recht auf Ihr Vertrauen. Ich müßte kein Menschenfeind sein, wenn ich mir nicht sagte, daß Ihnen etwas Schlimmes geschehen ist. Sprechen Sie sich aus, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Jeder Mensch hat das Bedürfnis, in schwierigen Lagen sich auszusprechen, sein Leid einer mitfühlenden Seele zu klagen. Erst stockend, dann immer ausführlicher werdend, theilte Bog-

danowitsch dem Bekannten unverhohlen mit, welches Unglück ihm begegnet war.

Müller ließ den Freund ruhig aussprechen und sagte dann lächelnd: „Sie sind in eine plumpe Falle gegangen. Der Konsul ist ein ganz gewöhnlicher „Jocker“, ein gewerbsmäßiger Hazardspieler. Seine Frau und seine angebliche Tochter besorgen den Schlepperdienst, sie ziehen Opfer herbei, welche der Herr Konsul regelrecht ausplündert. So viel ich weiß, steht die junge Dame, die sich für die Tochter ausgibt, in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu dem Hochstaplerpaar. Sie ist eben nur ihre Gehilfin und wird für ihre Thätigkeit bezahlt.“

„Sie irren sich,“ erklärte Bogdanowitsch. „Es verkehren nur seine Leute in dem Hause.“

„Ich zweifle gar nicht daran. Die Mitglieder unserer guten Gesellschaft sind leider sehr leichtfertig in der Wahl ihres Umganges, wenn sie nur Gelegenheit haben, der Leidenschaft des Glückspiels zu fröhnen. Sie wissen sehr oft, daß sie mit Leuten zu thun haben, die anrüchig sind; solche Leute sind eben der vornehmen Gesellschaft Mittel zum Zweck. Man hat Sie regelrecht ausgeplündert. Dieses Fräulein Aranka scheint eine sehr gefährliche Hochstaplerin zu sein. Man sah, daß Sie selbst nicht Lust hatten, sich am Spiel zu betheiligen, und das Fräulein hat Sie darauf direkt zum Spieltisch geschleppt und zum Setzen veranlaßt. Nach dieser Schablone wird in diesen Kreisen immer gearbeitet. Ich weiß gar keinen Rath für Sie, lieber Freund. Wenn Sie die Sache auf der Polizei anzeigen, so bekommen Sie dadurch Ihr Geld nicht wieder. Sie würden höchstens als Zeuge in einen Prozeß verwickelt und hätten in der Öffentlichkeit zum Schaden noch Schande und Spott.“

„Ja, es ist Alles verloren,“ seufzte Bogdanowitsch, „es bleibt mir nichts Anderes übrig als die Kugel.“

„Lassen Sie sich damit Zeit,“ bemerkte Müller gelassen. „Mit dem Selbstmord ist es eine heikle Sache: man kann das nur einmal machen. Uebrigens mag es Ihnen zum Troste dienen, daß auch ich beinahe vor der Pistole stehe. Ich habe viel geschäftliches Unglück gehabt, habe das Vertrauen zu mir selbst und zu meiner Zukunft verloren, bin außerdem in eine sehr unangenehme Angelegenheit verwickelt, indem durch Nachlässigkeit des Kassirers in dem Beleuchtungsgeschäft, in dem ich früher gewesen bin, Defekte entstanden sind, an denen ich keine Schuld trage, für deren Deckung ich aber aufkommen soll. Die Angelegenheit schädigt mich außerordentlich, sie wird es mir unmöglich machen, irgend eine feste Anstellung zu gewinnen. Sie sehen, wir sind Leidensgefährten. Aber den Kopf hoch, lassen wir uns den Augenblick nicht verderben, bester Freund Bogdanowitsch! Jetzt trinken wir eine Flasche Sekt, zum Todtschießen haben wir morgen früh noch Zeit genug. Mag das letzte Geld, das ich habe, wenigstens in einem anständigen Getränke angelegt werden.“

Als Bogdanowitsch und Müller in vorge-rückter Nachtstunde das Weinrestaurant verließen, befanden sie sich in einigermaßen besserer Stimmung. Müller brachte den Freund bis vor das Hotel und sagte beim Abschied: „Also es bleibt dabei, Sie halten Ihr Wort und führen mich am nächsten Donnerstag in die Gesellschaft ein. Ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihre siebentausend Mark wieder erhalten.“

Müller befand sich in tadellosem Gesellschaftsanzuge, als er am nächsten Donnerstage in das Zimmer des Russen trat, um diesen zu der Gesellschaft beim Konsul abzuholen.

„Sie stellen mich als Ihren Vetter vor,“ sagte er, „den Sie zufällig hier getroffen haben. Von der Gesellschaft des Konsuls kennt mich kein Mensch, und Niemand kann Sie Lügen

strafen. Nun achten Sie genau auf meine Worte. Wir werden uns am Spiel beteiligen, doch nur mit geringen Einsätzen. Wenn ich Ihnen in dem mir günstig scheinenden Augenblick einen Wink gebe, entfernen Sie sich ohne Weiteres. Sie gehen ohne Abschied hinaus, nehmen Ueberzieher und Hut und verlassen das Haus. Sie gehen über den Straßendam und in das Lokal auf der gegenüber liegenden Seite der Straße, dort werden Sie zwei Schutzleute finden, Freunde von mir, welche glauben, daß es sich um einen Scherz handelt. Diesen sagen Sie: „Es ist Zeit.“ Dann erwarten Sie mich in dem Lokal. Ich schicke Sie absichtlich weg, damit Sie in keiner Weise gefährdet werden, ich nehme die ganze Verantwortlichkeit auf mich. Machen Sie kein so betrübtes Gesicht, sondern sehen Sie lustig aus. Fräulein Aranka muß glauben, Sie hätten Ihre Taschen auf's Neue mit Gold gefüllt und wollten ihr auch dieses zukommen lassen.“ —

Der Empfang beim Konsul ward diesmal für Bogdanowitsch weniger enthusiastisch als sonst. Es waren einige Neulinge in der Gesellschaft, und Fräulein Aranka widmete sich diesen Herren ganz und gar und hatte für Bogdanowitsch nur eine kurze Begrüßung. Bogdanowitsch stellte Müller als seinen Vetter vor, als einen Deutschrussen, und die Einführung in die Gesellschaft vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Der Nachmittag verlief programmäßig. Es wurde, wie immer, stark gespielt. Gegen sieben Uhr Abends lag auf dem Tisch eine ziemlich große Summe Geldes. Müller wendete seinen Kopf unauffällig zu Bogdanowitsch und flüsterte diesem in das Ohr: „Gehen Sie jetzt.“

Bogdanowitsch verschwand, ohne sich zu verabschieden. Sein Fortgehen fiel durchaus nicht auf. Fräulein Aranka stand mit zwei der neuen Sempel, die gerupft werden sollten, am Spieltisch und animierte diese zu gewagten Einsätzen. Bogdanowitsch ging über die Straße, fand das Lokal und die beiden Schutzleute und wartete dann bei einem Glase Bier in leicht begreiflicher Aufregung auf die Ankunft Müller's.

Beim Konsul wurde inzwischen weiter gespielt. Die beiden Neulinge verloren furchtbar. Auf dem Tische vor dem Bankier lagen etwa fünfundszwanzigtausend Mark in Banknoten und Gold.

Da wurde draußen die Thürklengel dreimal scharf nacheinander angezogen. Im selben Augenblicke zog Müller einen Revolver heraus, legte die Hand auf den Spieltisch und erklärte: „Im Namen des Gesetzes, ich hebe diese Spielbank auf. Ich bin der Kriminalkommissar Müller. Niemand rühre sich vom Fleck!“

Gleichzeitig zog er eine kleine Trillerpfeife heraus und entlockte derselben einen scharfen Pfiff.

Im nächsten Augenblick betraten zwei Schutzleute das Zimmer. Diese waren es, die draußen das verabredete Glockenzeichen gegeben hatten.

„Lassen Sie Niemand hinaus!“ rief Müller den beiden Schutzleuten zu, die auffallend vergnügt grinsten. „Ich belege diese Gelder aus der Bank im Namen des Staates mit Beschlag.“ Er zählte die Summe flüchtig durch und fuhr fort: „Es sind fünfundszwanzigtausendvierhundert Mark. Die Herren können ihr Geld auf der Polizei zurückfordern. Jetzt werden Sie mir Ihre Namen nennen. Von einer Verhaftung nehme ich Abstand; es bleibt das Weitere den Gerichten überlassen.“

Die Ueberraschung der Spielgesellschaft war vollständig geglikt. Da es doch Thorheit gewesen wäre, gegenüber der bewaffneten Macht Widerstand zu leisten, ergaben sich die Herren willig in ihr Schicksal. Nicht ein Wort fiel; ein unheimliches Schweigen herrschte in dem Zimmer, und man hörte nur die kühlen Fragen Müller's nach Namen und Adresse und die Antworten der Herren.

Es war keine Viertelstunde seit dem Eintritt der beiden Schutzleute vergangen, als Müller sich empfahl und erklärte: „Die Herren werden morgen eine Vorladung auf das Polizeipräsidium erhalten.“

Dann verließ er, gefolgt von den beiden Schutzleuten, das Zimmer. Schon auf der Treppe reichte er jedem der beiden Schutzleute einen Tausendmarkschein, den diese lächelnd einsteckten. Vor der Thür angekommen, setzten sie sich in eine Droschke und fuhren davon. Müller aber begab sich eiligst in die Restauration, wo Bogdanowitsch harnte, rief ihn heraus und stieg ebenfalls mit ihm in eine Droschke.

Als sie eine Zeitlang gefahren waren, zog Müller, eigenthümlich lächelnd, eine Brieftasche heraus und sagte: „Hier haben Sie Ihre sieben-tausend Mark. Und nun noch in Kürze einige Worte: Ich muß fort, und zwar noch heute Abend. Ob wir uns wiedersehen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls rathe ich Ihnen, morgen Vormittag Ihre Apparate zu übernehmen und die Zahlung zu leisten, dann aber ebenfalls schleunigst Berlin zu verlassen. Ich glaube zwar nicht, daß irgend etwas gegen uns unternommen werden wird, aber der Zufall spielt oft sonderbar, und durch Kleinigkeiten werden die schönsten Pläne über den Haufen geworfen. Leben Sie wohl, hier ist der Bahnhof. Ich habe mein Versprechen gehalten — als ehrlicher Kerl. Einen Gauner zu pressen ist kein Unrecht. Vielleicht schreibe ich Ihnen einmal. Leben Sie wohl!“

Müller sprang eifertig aus der Droschke, die sich vor einem der Stadtbahnhöfe befand, und befahl dem Kutscher, den anderen Jahrgast nach dem Gasthose zu fahren. . . .

Bogdanowitsch regelte am nächsten Tage seine Angelegenheiten und reiste unbeanstandet ab. Es blieb für ihn durchaus unaufgeklärt, auf welchem Wege Müller zu dem Gelde gekommen war.

Die Berliner Kriminalpolizei war aber nicht wenig erstaunt, als nach drei Tagen Reklamationen von Leuten aus der guten Gesellschaft einliefen, welche das von dem Kriminalkommissar Müller aus der Spielbank beschlagnahmte Geld als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Der Kriminalpolizei war von dem ganzen Vorfalle nicht das Mindeste bekannt. Erst nach ziemlich langwierigen Nachforschungen wurde entdeckt, daß Müller lediglich die Rolle eines Kriminalkommissars gespielt hatte, und daß ihm die Ueberraschung der Spieler über alle Maßen geglikt war. Jedenfalls waren die beiden verkleideten Schutzleute Genossen Müller's, und diesem kam es natürlich nur darauf an, das Geld, das auf dem Spieltisch lag, an sich zu bringen. Von den Beziehungen Müller's zu Bogdanowitsch wurde der Polizei nichts bekannt.

Da die Ermittlungen lange Zeit in Anspruch genommen hatten, war Müller mit seinem Raube längst über alle Berge, bevor man nur eine Spur von ihm auffinden konnte.

Die Polizei aber interessirte sich für die eigenthümliche Gesellschaft, die sich bei dem ungarischen Konsul zusammenfand, dermaßen, daß eines Tages der Herr Konsul mit seiner Familie einen recht deutlichen Wink erhielt, Berlin sofort zu verlassen, da man ihn sonst auf den Schub bringen würde.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Vom Giftspieß getroffen.** — Ein englischer Farmer, welcher in Südafrika lebte, unternahm einen Jagdausflug in das Drakensburggebirge, um seinen Haushalt mit einer Elefantantilope zu versorgen. Der Jagdgrund lag sechs Meilen von seiner Farm entfernt, da er aber gut beritten war, so kam er noch vor Einbruch der Nacht an der Stelle an, wo er sein Nachtlager aufzuschlagen gedachte. Dieser Platz

lag in der Nähe eines Felsen, welcher von der angrenzenden Hügelkette durch einen tiefen, senkrechten Spalt abgetrennt war, das Aushaken eines kleinen Baches auf dessen Sohle war kaum vernehmbar. Unter dem Felsen war eine ziemlich große Höhle, in welcher der Farmer schlafen wollte. Diese war in alten Zeiten ein beliebter Zufluchtsort der Buschmänner gewesen, aber jetzt kamen solche nur selten in die Nähe, und der Farmer nahm an, daß überhaupt keine kommen würden; wie erstaunte er aber, als er in der Höhle einige Flaschenkürbisse und die Asche eines kaum verlöschten Feuers fand. Dennoch legte er sich in der Höhle nieder und schlief bis zum Sonnenaufgang ruhig und ungestört. Er begab sich auf die Jagd, fand aber kein Wild, und so legte er sich am Mittag ermüdet am Ufer eines Baches nieder und schlief ein. Das Pferd, dem sein Herr die Füße gekoppelt hatte, graste ringsumher.

Der Farmer schlief trotz der großen Hitze einige Stunden, dann weckte ihn ein dunkles Gefühl auf, das ihm sagte, daß es um ihn her nicht ganz in Ordnung sei. Er strengte sein Gehör an, brauchte aber nicht lange zu horchen, da kam mit einem zischen- den Laut ein winziger Pfeil geflogen und streifte den Stein, auf dem sein Kopf geruht hatte und auf dem seine Mütze noch lag. Der Farmer that, was in seiner Lage das Beste war, er ließ seine Mütze liegen, rutschte liegend zum Uferand des Baches und gedachte sich die Bösung hinabrollen zu lassen in den Bach, der nicht tief und nicht breit war und von wo aus er sich leicht in Sicherheit bringen konnte. Daß jener Pfeil von dem Bogen eines Buschmanns kam, das war ihm sofort klar. Doch in dem Moment, als er, die äußerste Kante der Bösung passierend, in die Tiefe verschwinden wollte, schwirrte ein anderer Pfeil heran und traf ihn in den Schenkel. Er nahm alle seine Selbstbeherrschung zusammen, seine Bewegung fortzusetzen, bis er auf dem Boden stand. Die Gefahr, in welcher er schwebte, kannte er genau, der momentane Schmerz war gering und glich kaum einem Schlangenbiß, aber ein solcher wäre weniger zu fürchten gewesen. Der Farmer war mit jenem tödtlichen Stoff vergiftet, wegen dessen Zubereitung der ganze Stamm berüchtigt ist, und er wußte, daß die Aussicht, die nächste Morgenröthe zu sehen, sehr gering für ihn war. Inzwischen an Selbsthilfe gewöhnt, wie alle in der Einsamkeit lebenden Menschen, zog er sofort sein Jagdmesser, schlichte die Wunden auf und schnitt, ohne sein Fleisch zu schonen, die Pfeilspitze heraus, schüttete etwas Pulver auf die Wunde und entzündete dasselbe mit einem Streichhölzchen; dann löste er seinen Gürtel ab und schnürte denselben oberhalb der Wunde mit aller Kraft um das Bein. Der Schmerz war noch erträglich, und sein erster Gedanke war jetzt Rache an seinem Gegner; eben vernahm er das Zischen eines dritten Pfeiles. Der Farmer bewegte sich etwas weiter an eine Stelle zurück, wo er durch die überhängenden Farnen besser gedeckt war, und erhob langsam seinen Kopf, wodurch er einen kleinen Raum übersehen konnte. Da graste sein Pferd, ohne etwas von Gefahr zu ahnen, aber das Gras war zu lang, um etwas von seinem Feinde zu enthüllen; doch glaubte er, daß er zum Vorschein kommen werde, und erfaßte seine Büchse. Nach etwa zehn Minuten kam das Gras in Bewegung, es kam eine Hand und ein Bogen zum Vorschein. Der Farmer feuerte nicht, weil er annahm, daß sich der Bogenschütze bald noch mehr bloßstellen würde. Diese Vermuthung bestätigte sich, bald erschien ein kleiner schwarzer Kopf über dem Gras, und als der Farmer nun feuerte, sagte ihm ein schriller Schrei und ein Sprung in die Luft, daß er nichts mehr zu fürchten habe.

Der Farmer eilte nun, so schnell es sein inzwischen geschwollenes und schmerzendes Bein es gestattete, zu seinem Sattel, in welchem er eine kleine Flasche Eau de luce für Schlangenbisse verborgen hatte, und nahm eine starke Dosis. Hierauf fing er sein Pferd ein, sattelte es, hob einige Pfeile des Buschmanns auf und trat seinen langen Ritt an, den Tod im Herzen und keine Hoffnung auf Rettung. Er selbst erzählte diesen Ritt folgendermaßen: „Ich wußte genau, daß die einzige Aussicht, die ich für die Erhaltung meines Lebens hatte, darin lag, Ladysmith baldigst zu erreichen und ärztliche Hilfe zu bekommen. Die Entfernung betrug volle sechzig (englische) Meilen, und auf dem Wege lagen meist nur Farmen, auf welchen ich keine ärztliche Hilfe zu erwarten hatte. Die ersten zwanzig Meilen legte ich ohne Aufenthalt zurück, obgleich die Schmerzen so heftig waren, daß ich mich kaum im Sattel zu halten vermochte. Endlich erreichte ich eine englische Farm, stieg ab und erzählte

mein Abenteuer, hat um Brantwein, um meine Kräfte aufrecht zu erhalten. Man brachte mir eine volle Flasche Whisky und einen Becher, welchen ich füllte und bis auf die Reige leerte, aber ein Pferd war nicht zur Hand, sie waren alle im Freien, wie sie sagten, und es werde stundenlangen Suchens bedürfen, um sie zu finden. So ritt ich auf meinem „Prinz“ weiter. Ich erinnere mich nicht mehr der weiteren Vorkommnisse des Mittes, ich wurde müde und befand mich halb im Delirium, es blieb mir nur gerade Besinnung genug, um in der Richtung bleiben zu können. Wie ich das vollführte, weiß ich nicht, da der größte Theil der Strecke ohne Weg und Steg war, und selbst am Tage würde ich in anderen Fällen oft überlegt haben. Indessen die Vorsehung oder der Instinkt leiteten mich recht und, wie mir später gesagt wurde, erreichte ich die Stadt eine Stunde nach Mitternacht. Genau elf Stunden hatte ich ge-

braucht, die Strecke zurückzulegen. Meinen Whisky hatte ich auf dem Wege ausgetrunken, und diesem Umstande schrieb der Arzt meine schließliche Rettung zu. Neun Tage lang lag ich bewusstlos im Fieber, und länger als sechs Wochen währte es, bis ich mich vom Lager wieder erheben konnte. Die Wunde heilte aber in Jahren nicht und bricht noch jetzt sehr oft auf, wie mich an den Buchmann zu erinnern, dessen Pfeile als schwer errungene Trophäen über meinem Schreibtische hängen.“ [C. L.]

**Der dicke Wessely.** — Napoleon beabsichtigte im Jahre 1808 die Hauptstadt seines weiten Reiches durch Sehenswürdigkeiten aller Art zu schmücken und die zahlreichen Sammlungen auch mit einem „Kabinett merkwürdiger lebender Menschen“ zu vermehren. Zu diesem Zweck machten die für dasselbe wirkenden Agenten in Frankreich und Italien, selbst in den Ländern der Rheinbundfürsten Jagd auf

Leute, die sich durch eine Abnormität in ihrer äußeren Erscheinung auszeichneten, namentlich waren Riesen, Zwerge und ganz außerordentlich dicke Leute u. dergl. keinen Augenblick sicher davor, in das beabsichtigte Karitätenkabinet abgeholt zu werden. In der letzteren Beziehung war jenen Agenten ganz besonders ein über alle Maßen corpulenter Gastwirth aus der Gegend von Landsbut in Bayern, Namens Wessely, eine erwünschte Beute, ein menschliches Mammoth, eine ungeheure Masse von Fleisch und Knochen, ein Mann von außerordentlichem Umfang, breiten Schultern und dickem Kopfe, der zur Stillung seines Hungers und zur Fristung seines Daseins bedeutende Massen von Lebensmitteln brauchte und zu manchen Zeiten im Stande war, eine für zwölf Personen angerichtete Mahlzeit auf einen Sitz zu verzehren. Noch zu rechter Zeit von einem Freunde aus München davon benachrichtigt, daß

Humoristisches.



Schnell geholfen.

Nun, Meister, haben Sie bei Doktor Pumper die Rechnung bezahlt erhalten?  
— Nein, er sagte nur, ich schiene nicht ganz wohl zu sein und er wolle mich durch Luftveränderung kuriren.



Parirt.

Polizist (enttäuscht zu einem Vagabunden): Wie der Keel wieder aussieht, es ist eine Schande, mit solchem Vagabunden zu gehen!  
Vagabund: Na, Herr Polizist, mit Ihnen zu gehen ist auch keine große Ehre!

man die Absicht habe, ihn bei nächtlicher Weile gewaltfam zu entführen, raffte der sehr wohlhabende Mann schnell Alles zusammen, was er an Geld und Geldeswerth besaß, um damit in die österreichischen Staaten zu entfliehen. Er kaufte sich ein Gasthaus in der schönen Festung Josephstadt. Eines Tages speiste auch der Kommandant der Festung, der wegen seiner militärischen Strenge und seiner rohen Sitten verhaßte Feldmarschall-Leutnant F., bei ihm. Der dicke Wirth nahm stets am Ende der Tafel seinen Platz ein, meist war er von rosenfarbiger Laune, und seine originellen Einfälle und Witze verlegten oft die Gäste in große Heiterkeit, manchmal war er aber auch wortkarg und verdrießlich, und dann war mit diesem Naturmenschen durchaus nicht zu scherzen, er antwortete dann oft auf eine sehr derbe, seiner sonstigen Höflichkeit ganz widersprechende Weise. An jenem Tage sah ihn der General lächelnd an.

„Ach,“ sagte er, „Sie glauben gar nicht, Wessely, welches Vergnügen es mir machen würde, wenn ich Ihnen einmal Fünfundzwanzig aufzählen lassen könnte.“

„Excellenz,“ antwortete der dicke Wirth von Josephstadt, „wenn i Fünfundzwanzig aufzählt erhalten thät, hätten Sie allein Ihr Freud, wenn i ober Excellenz Fünfundzwanzig könnte lassen auf-messen, hätte die ganze Stadt eine Freud.“ [v. M.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 20:  
Hastige Läufer stolpern leicht.

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 ein russischer Staatsmann des 18. Jahrh.,
- 2 7 5 6 2 . . . . . ein Baum,
- 3 9 3 3 2 . . . . . ein Nachtschmetterling,
- 4 5 6 3 2 2 . . . . . ein Niederschlag,
- 5 6 2 1 7 2 . . . . . ein Zweig der Naturwissenschaft,
- 6 2 7 1 5 6 2 3 . . . . . ein Insekt,
- 7 4 1 2 3 2 . . . . . eine Frauengestalt aus der griechischen Sage,
- 8 9 4 1 9 4 . . . . . ein Fremdwort für Weltall,
- 9 1 2 3 . . . . . eine Vorbedeutung,
- 10 2 7 3 . . . . . ein geistiges Getränk.

Auflösung folgt in Nr. 22.

Buchstaben-Räthsel.

Mit a ist's eine Stadt im deutschen Land,  
Mit e erscheint's, sobald die Nacht verschwindet,  
Mit o ist es als gute Frau bekannt,  
Mit u ist es ein Ort voll Gluth und Brand,  
Mit it es schühend um das Haupt sich windet.  
Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösungen von Nr. 20:

der dreifilbigen Charade: Engbergig; des Vogogriphs: Gallein.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der  
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. G., Thorn.  
Redirt unter Verantwortlichkeit von L. Freund, gedruckt  
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart.